



Verein für Ortsgeschichte
Feudenheim e.V.



Ausstellung

**Landwirtschaft in Feudenheim
einst und jetzt**

**Vereinshaus Eintrachtstr. 26
Mannheim-Feudenheim**

Ausstellung: Landwirtschaft in Feudenheim einst und jetzt

Vereinshaus Eintrachtstr. 26
Mannheim-Feudenheim

Verein für Ortsgeschichte Feudenheim e.V.

1. Vorsitzender Dr. Alois Putzer

Geschäftsstelle:

Carolus-Vocke-Ring 13

68259 Mannheim

Tel.: 0621-79 41 95

E-Mail: alois_putzer@web.de

www.ortsgeschichte-feudenheim.de

Vereinsregister Nr. 701291

Bankverbindung für Beiträge und Spenden:

VR Bank Rhein-Neckar eG

IBAN DE2667090000092654605

Gesamtherstellung des Begleitheftes:



Seit 1542

Verlag Waldkirch KG

Schützenstraße 18

68259 Mannheim

Telefon 0621-129 15 0

Fax 0621-129 15 99

E-Mail: verlag@waldkirch.de

www.verlag-waldkirch.de

© Verein für Ortsgeschichte Feudenheim e.V., 2020

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Vereins.

Vorwort

In diesem Jahr steht die Dokumentation der Geschichte der Landwirtschaft in unserer Gegend – vom Mittelalter bis heute – im Mittelpunkt der Aktivitäten unseres Vereins.

Die meisten Menschen verbinden Landwirtschaft mit romantischen Erinnerungen an Zeiten, in denen Lebensmittel mit viel Handarbeit in freier Luft und in Kleinbetrieben erzeugt wurden. Dies hat aber wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Arbeiten in der Landwirtschaft war sehr viel mühsamer.

Die ganze Familie einschließlich der Kinder waren in den bäuerlichen Alltag eingebunden. Heute werden die meisten Lebensmittel von sehr viel weniger Bauern in Großbetrieben und mit dem Einsatz von großen Maschinen erzeugt.

Mit dieser Ausstellung soll die Entwicklung der Landwirtschaft vom 17. Jahrhundert bis heute dargestellt werden. Beeindruckend ist in dieser Zeit die Entwicklung der Erntemethoden, der starke Anstieg der Erträge und das Aufkommen von neuen Pflanzen (z. B. Kartoffeln, Mais, Tabak), die wesentlich zum Strukturwandel in der Landwirtschaft beigetragen haben. Außerdem soll diese Ausstellung vor allem auch jüngeren Menschen einen Einblick geben, wie es früher in der Landwirtschaft zuging.

Einleitung

In unseren Tagen kann man sich kaum noch vorstellen, dass vor noch nicht allzu langer Zeit drei Viertel der Bevölkerung in der Landwirtschaft arbeiteten. Für weite Teile der Bevölkerung galt stets: Werden Lebensmitteln knapp, sind sie von Hunger, Krankheit und Verarmung bedroht. Insbesondere für die ärmsten Bevölkerungsschichten bedeutete jede Missernte zwangsläufig Hungersnot.

Von den ersten Anbautechniken vor 7000 Jahren, die es den Menschen erst ermöglichten, sesshaft zu werden, bis zum modernen Traktor mit Satellitennavigation war es ein langer Weg.

Die ersten Werkzeuge waren Grab- und Pflanzstöcke aus Holz. Daraus wurde im Lauf der Zeit der Pflug entwickelt, nachdem lange zuvor schon einfache Hakenpflüge über die Äcker am Nil gezogen worden waren. Mit der Erfindung des Jochs konnten dann auch Tiere bei der bäuerlichen Arbeit eingesetzt werden.



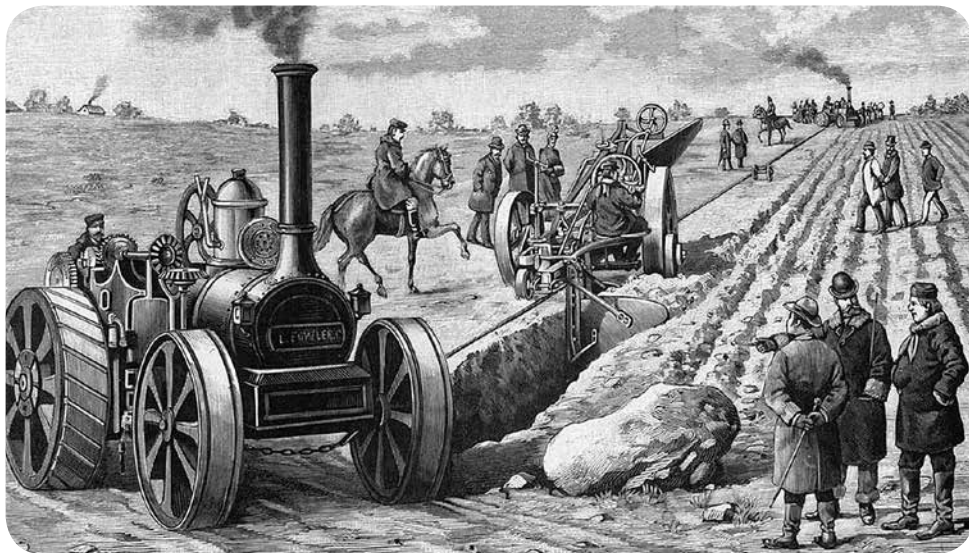
Hakenpflug im alten Ägypten, gezogen von zwei Kühen

Um einer Auszehrung des Bodens vorzubeugen, wurde im mittelalterlichen Europa die sog. Dreifelderwirtschaft eingeführt, d. h. einem Anbaujahr mit Wintergetreide folgte ein Jahr mit Sommergetreide und danach schließlich ein Jahr der Brache.

Über Jahrhunderte gab es in der Technik der Landwirtschaft keine Entwicklungen, die in ihrer Bedeutung mit der des Pfluges zu vergleichen wären.

Im 18. und 19. Jahrhundert veränderte sich auch die Landwirtschaft grundlegend. Die Städte wuchsen und mit ihnen der Nahrungsbedarf. Die Felder wurden größer, damit sie effektiver bewirtschaftet werden konnten. Durch einen gezielteren Fruchtwechsel zwischen Getreide und anderen Feldfrüchten wurden die Böden nicht so schnell ausgelaugt. Mit der Erfindung des Kunstdüngers im 19. Jahrhundert konnte selbst auf kargen Böden ertragreiche Landwirtschaft betrieben werden.

Feldarbeit war bis ins 19. Jahrhundert vor allem Handarbeit; Zugtiere bewegten nur schwere Geräte über die Äcker. Nach und nach hielten auch in der Landwirtschaft industrielle Produktionsmethoden Einzug. Maschinen für das



Tiefpflügen mit zwei Dampfmaschinen

Mähen und Dreschen wurden entwickelt. Was mit der Sense an einem Tag gemäht werden konnte, schafften einfache Mähmaschinen in einer halben Stunde. Um 1860 entwickelte der Engländer John Fowler den ersten effizienten Dampfpflug. Da aber die Dampfmaschinen zum Befahren der Äcker zu schwer waren, zogen jeweils zwei Maschinen von den Feldrändern aus einen großen Pflug an einem Drahtseil über den Acker. Damit konnte man in einer Stunde so viel Arbeit verrichten wie mit einem Pferdegespann an einem ganzen Arbeitstag.

Bis heute ist die Verbesserung der landwirtschaftlichen Maschinen nicht zum Stillstand gekommen. So leistet ein Hightech-Traktor mit 200 PS heute das Drei- bis Fünffache seines Vorgängers aus den 1950er Jahren. Die modernen Zug- und Erntemaschinen sind heute mit Satellitennavigation ausgestattet und finden sich auf den Feldern praktisch autonom zurecht.

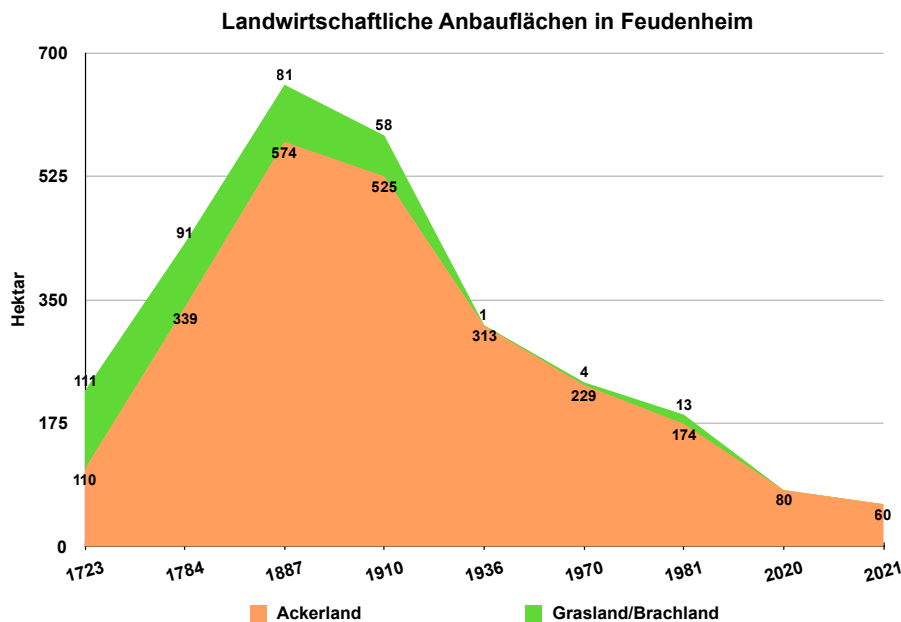
In diesem Begleitheft wird die Entwicklung der Anbau- und Erntemethoden von verschiedenen Pflanzen in den letzten 300 Jahren dargestellt.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war Feudenheim bäuerlich-handwerklich geprägt. Danach veränderte es sich zusehends zu einer vielschichtigen Bürgergemeinde. Mit der Eingemeindung Feudenheims im Jahre 1910 setzte sich diese Entwicklung verstärkt fort. Die steigende Einwohnerzahl ging einher mit immer mehr Landverlust. Die Reduzierung der landwirtschaftlichen Fläche von 656 Hektar im Jahre 1886 auf heute nur noch 80 Hektar und die zunehmende Mechanisierung in der Landwirtschaft – einhergehend mit steigender Betriebsgröße – führte dazu, dass die Anzahl der Vollerwerbslandwirte immer kleiner wurde. Heute ist Heinrich Heckmann der Letzte dieses Standes in Feudenheim.

Entwicklung der landwirtschaftlich genutzten Flächen auf Feudenheimer Gemarkung

Die landwirtschaftlichen Anbauflächen in Feudenheim (s. Karte auf der letzten Seite dieses Begleitheftes zur Ausstellung) waren früher hauptsächlich vom Lauf des Neckars und den riesigen Wassermengen, die der Fluss im Verlauf eines Jahres mit sich führte, beeinflusst.

Auf dem Hochgestade, wie z. B. *das obere Feld*, und dem Mittelgestade, wie *das Wasserbett* oder *das Weyerfeld*, konnte Ackerbau betrieben werden. Die Niederungen, wie *die Au* oder *das untere Kirchfeld*, waren regelmäßig überschwemmt und konnten meist nur als Weideflächen genutzt werden. Bei ausgeprägten Frühjahrshochwassern galt dies auch für Teile der Mittelgestade.



Zeitliche Entwicklung der Anbauflächen auf Feudenheimer Gemarkung

Im Jahr 1723 betragen die Anbauflächen insgesamt 664 Morgen (3 Morgen entsprechen ca. 1 Hektar) Ackerfläche, davon 110 gute, 220 mittlere und 334 schlechtere landwirtschaftliche Lagen.

Durch die Verordnung des Kurfürstlichen Oberamtes Heidelberg im Jahr 1770, die unter anderem die Gemeinde Feudenheim aufforderte, die Weidewirtschaft aufzugeben und auf Stallfütterung umzustellen, kam es zu einer Veränderung in der Landwirtschaft. Ein Teil der höher gelegenen Brachflächen, bis dahin als Weiden genutzt, wurde nun auch zu Ackerland. Damit verdoppelte sich die landwirtschaftlich genutzte Fläche auf 430 Hektar bis zum Jahre 1784. Die Neckarregulierung in den Jahren 1790-1794 führte zu einer weiteren Verbesserung der Landwirtschaft in der Niederung und im Mittelgestade. Der Neckardamm und neue Sommerdeiche schützten vor Überflutungen und Hochwasser konnte leichter abfließen.

Im Jahr 1867 baute man auf der südlichen Neckarseite einen durchgehenden Damm zwischen Seckenheim und Mannheim, der 1876 noch einmal erhöht wurde. Auf der nördlichen Neckarseite wurde 1881, nach dem Bau der Riedbahn, der Neckardamm zwischen der Ilvesheimer Geländeschwelle und der Riedbahnbrücke verstärkt. Dies führte dazu, dass weiteres Gelände, wie zum Beispiel die Gewanne Waidstücker, Schleim und Mühlfeld, ganzjährig hochwasserfrei genutzt werden konnten. In der Feudenheimer Au breitete sich der Ackerbau bis zur Sommerhochwasserlinie aus. Nur die Gewanne Neurottstücker und Egelwasser, entlang des Neckars, blieben nach wie vor Weideland. Im Jahr 1887 bewirtschafteten Feudenheimer Landwirte insgesamt etwa 656 Hektar, davon 574 Hektar Ackerbau, 81 Hektar Grasland und 0,6 Hektar Rebland.

Die Einwohnerzahl in Feudenheim stieg stetig an. Waren es am Anfang des 18. Jahrhunderts noch 360 Personen, so stieg die Zahl der Einwohner auf das bisherige Rekordhoch von 17.605 Bewohnern im Jahre 1965. Daher musste im Verlauf des 20. Jahrhunderts viel Ackerland in Baugelände umgewandelt werden und die landwirtschaftlich genutzte Fläche nahm kontinuierlich ab. Auch die Infrastruktur, wie der Bau von Umgehungsstraßen oder Sportanlagen, kostete weitere große Flächen. Zudem musste Feudenheim durch die Eingemeindung zur Stadt Mannheim 1910 die Gebiete südlich des Neckars abgeben. 1936 waren es ca. 314 Hektar, 1970 noch ca. 234 Hektar, die von Feudenheimer Landwirten bearbeitet wurden. Im Jahr 2020 sind es noch 80 Hektar.

Da die Stadt Mannheim weitere 20 Hektar (vorwiegend in der Au) wegen der Bundesgartenschau 2023 gekündigt hat, sind ab 2021 nur noch etwa 10% der ursprünglichen landwirtschaftlichen Fläche auf Feudenheimer Gemarkung für die landwirtschaftliche Nutzung vorhanden.

Bodenbearbeitung

Die wichtigsten Bodenbearbeitungsgeräte waren: der Pflug, der Grubber und die Egge.



Alter Holzpflug



Grubber



Alte Holzegge

Vor der Aussaat wurde der Boden bearbeitet mit Pflug (um den Boden zu Wenden) und mit Egge (um den Boden in einen Krümelzustand zu versetzen). Der Grubber diente dazu, die oberen Bodenschichten zu lockern, ohne sie zu wenden.

Früher wurden meist Ochsen und Kühe als Zugtiere eingesetzt. Ein Ochse bringt hohe Leistung im tiefen Gelände, allerdings bei sehr langsamer Gangart. Kühe sind etwas schneller, aber nicht so leistungsfähig. Pferde sind zwar wesentlich besser geeignet für Arbeiten in der Landwirtschaft, haben aber auch die höheren Anschaffungs- und Unterhaltskosten. So benötigt man für ein Pferd den Ernteertrag von einem Hektar, für einen Ochsen nur die Hälfte davon. Deshalb waren die Bauern in unserer Gegend, die ein oder mehrere Pferde besaßen, darauf angewiesen, zusätzlich Lohnarbeiten zu übernehmen, wie z. B. beim Bau des Neckarkanals.

Je nach Bodenbeschaffenheit, Pflugtiefe und Zugtier konnten früher zwischen 0,2 und 0,7 Hektar an einen Tag gepflügt werden. Mit einem modernen Traktor und einem Mehrscharpflug kann ein Landwirt eine Tagesleistung von etwa 25 Hektar erzielen.

Heuernte



Ende Juni begann die Heuernte. Mit dem früher von Pferden, später von Traktoren, gezogenen Mäher wurden die Wiesen gemäht. Die Mahd musste nun wiederholt gewendet werden. Früher geschah das von Hand, später mit Hilfe von Heuwendern. Bevor man die Sensen benutzen konnte, mussten diese gedengelt und gewetzt werden.

Dengeln ist eine Form des Kaltschmiedens und bedeutet, die vordere Kante des Sensenblattes so dünn zu klopfen (zu treiben), dass eine scharfe Schneide entsteht. Das Dengeln des Sensenblattes ist die einzige Möglichkeit, eine Schärfe zu bekommen, die beim Mähen auch eine gewisse Zeit erhalten bleibt. Zugleich können beim Dengeln etwaige Scharten aus der Klinge herausgearbeitet werden, welche beim Mähen durch Kontakt mit Fremdkörpern wie Steinen im Mähgut leicht entstehen können. Im Gegensatz zum Schleifen einer Schneide, wie etwa bei Messern, geschieht das Dengeln ganz ohne Materialverlust. Dadurch können gute Sensenblätter, trotz regelmäßiger Benutzung, leicht mehrere Generationen lang halten.



Das Wetzen mit dem Wetzstein dagegen verleiht der gedengelten Sense nur den letzten Schliff, kann aber das Dengeln niemals ersetzen. Auch auf der Wiese, nach einiger Mäharbeit, musste nachgeschärft, d. h. gewetzt werden. Dazu hatte der Mäher ein mit Wasser gefülltes Schlotterfass, am Gürtel befestigt, stets griffbereit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen viele Soldaten schwerverletzt nach Hause. Damit auch diese bei der Arbeit in der Landwirtschaft mithelfen konnten, wurden spezielle Geräte entwickelt, so wie diese Sense für Menschen, die armamputiert waren.

War das Heu ausreichend vorgetrocknet, wurde es zusammengereicht und auf Böcke gesetzt.



Sense für einen Armamputierten



Heurechen



Heu auf Heuböcken



Heuwagen



Beim Heuaufladen



Später wurde das trockene Heu mit langen Gabeln auf einen Leiterwagen gegabelt, wobei die Kanten und Ecken sorgfältig angesetzt wurden. Oben auf dem Wagen verteilte der Lader – meist die Bauersfrau oder die Kinder – das Heu schichtweise auf dem Wagen. Nachdem das Heu auf dem Wagen lag, wurde es mit einem Wiesbaum der Länge nach beschwert. Ein daran befestigtes Seil wurde auf einer Winde mit den Windelöffeln aufgewickelt, gespannt und damit das Heu vor dem Herabfallen gesichert. Lose herabhängendes Heu wurde mit dem Rechen entfernt und erneut aufgeladen.

Zu Hause wurde das Heu bis hoch unters Dach eingelagert. Zu nass eingefahrenes Heu konnte sich erwärmen, so dass die Gefahr einer Selbstentzündung bestand.

Kartoffelanbau

Während die Kartoffel in ihrer südamerikanischen Heimat schon sehr früh eine wichtige Rolle in der Ernährung spielte, ist sie vergleichsweise spät, nämlich erst 1565 über Spanien nach Europa gekommen. Sie wurde in dieser Zeit eher als Zierpflanze betrachtet.

Der Weg der Kartoffel zum Nahrungsmittel und zur Volksnahrung war beschwerlich und die Widerstände der Bevölkerung gegen die „Erdäpfel“ waren bis etwa 1756 groß, da die Anbaumethoden fremd waren und das Produkt zunächst ungenießbar erschien. Erst der „Alte Fritz“, Friedrich II. von Preußen, erkannte die politische Bedeutung der Kartoffel.

In einer Zeit mit ständig wachsender Bevölkerung und mehrmaligen Hungersnöten, Kriegswirren 1756-63 und durch Getreidemissernten war die Ernährung der Bevölkerung schwierig. Als der „Alte Fritz“ die Kartoffelfelder durch Soldaten bewachen ließ, erkannte die Bevölkerung die Besonderheit dieser Knollen. Fortan standen sie der Kartoffel weniger skeptisch gegenüber, sie wurde zum Volksnahrungsmittel. Mit der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert setzte ein regelrechter Kartoffelboom ein.



Beim Stecken von Kartoffeln in der Au



Einlesen von Kartoffeln

Früher mussten die Kartoffeln mit großen Forken (Gabeln) aus der Erde herausgehoben werden. Man ließ sie kurze Zeit auf den Feldern trocknen, bevor sie aufgelesen und in Körbe und Säcke gefüllt wurden. Das Auflesen in gebückter Haltung war eine mühsame Arbeit. Da auch die Kinder für die Kartoffelernte benötigt wurden, wurden sie in dieser Zeit von der Schulpflicht befreit. Aus

diesen „Kartoffelferien“ entstanden später die heutigen Herbstferien.



Kartoffelroder

Ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Mechanisierung der Kartoffelernte war der Einsatz von Kartoffelrodern, bei denen die Kartoffeln aus dem Boden geschleudert wurden. Sie lagen nicht in Reihen, sondern mussten, über das gesamte Feld verteilt, per Hand in Drahtkörbe eingelesen werden. Danach wurden sie in Säcke abgefüllt oder lose auf die Fuhrwerke gekippt. Zuhause wurden sie meist direkt vermarktet oder den Kunden sackweise zur Einzelverpackung geliefert. Teilweise wurden sie auch bis zum Frühjahr in Feldmieten eingelagert. Nach der Kartoffelernte wurde das Kartoffelkraut zusammengetragen und verbrannt. In dem brennenden Haufen konnte man dann Kartoffeln und Würstchen garen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Lebensmittel knapp. So kamen oft hungernde Menschen auf die Äcker und lasen liegengeliebene Kartoffeln auf. Wie beim Getreide ist auch bei Kartoffeln der Ertrag pro Hektar in den letzten hundert Jahren stark angestiegen. Während um 1900 erst 12 Tonnen je Hektar geerntet wurden, waren es im Jahre 2000 mit 43 Tonnen etwa 3,5-mal mehr.



Moderner Kartoffelvollernter

Heutzutage werden Kartoffeln überwiegend mit Kartoffelvollerntern geerntet.

Getreideernte

Getreide ist eine der bedeutendsten Kulturpflanzengruppen und wird in unserer Gegend seit etwa 7.000 Jahren angebaut. Die älteren hier angebauten Getreidearten sind Weizen mit seinen Urformen Einkorn, Emmer und Dinkel – auch Spelz genannt – sowie Gerste und Hirse. Roggen und Hafer wanderten zunächst als Unkräuter in Weizen- und Gerstenbestände. Alle aufgeführten Getreidearten, mit Ausnahme von Hirse, können als Wintergetreide im Herbst oder als Sommergetreide im Frühjahr ausgesät werden. Die Ernte erfolgt zeitlich versetzt im Sommer.

Während der Jungsteinzeit herrschten Einkorn und Emmer vor. Gegen Ende dieser Epoche traten Dinkel und Gerste an ihre Stelle und blieben die vorherrschenden Getreidearten bis in die Römerzeit. Im frühen Mittelalter wurde der Roggen zum Hauptgetreide, zum „Korn“, wie er umgangssprachlich noch heute genannt wird. Daneben wurden vor allem Gerste und Hafer angebaut. Als nach dem Dreißigjährigen Krieg das Bier den Wein als wichtigstes Getränk ablöste, erfuhr die Gerste einen Anbauschub. Hafer diente vornehmlich als Pferdefutter. In bestimmten Gegenden, vor allem in Schwaben, hat sich der Dinkel bis heute gehalten.

Werkzeuge für den Getreideanbau waren bis in das 19. Jahrhundert hinein Pflug, Sichel bzw. Sense und Dreschflegel. Die Saatrillen wurden anfänglich mithilfe eines



Reff

Furchenstocks gezogen und nach Aussaat der Körner mit dem Streichhaken zugedeckt. Noch in der Jungsteinzeit war der Furchenstock zum tiergezogenen Hakenpflug weiterentwickelt worden. Damit konnten größere Flächen bearbeitet werden.

Als Erntegerät diente die Sichel, deren schneidender Teil in der Steinzeit aus eingelegeten Feuersteinabschlägen bestand. In der Metallzeit fertigte man die Sichelklingen aus Metall und entwickelte die Sense, die jedoch bis in die frühe Neuzeit hinein nur für die Grasmahd benutzt wurde. Erst im 16. Jahrhundert wurden sog. Gestellsensen entwickelt, die am unteren Sensenbaum mit einem korb- oder bügelartigen Gestell (Reff) ausgerüstet waren. Sie ermöglichten nicht nur den Schnitt, sondern auch eine verbesserte Ablage des Getreides, was nachfolgende Arbeiten, beispielsweise das Garbenbinden, erheblich erleichterte. Mit Hilfe des Bindeknüppels wurde der Knoten durch Drehen besonders festgezurr und dann dessen Ende unter der Schnur befestigt.

Die Sensenmahd erbrachte im Vergleich zum Sichelschnitt die vierfache Arbeitsleistung. Das Problem der höheren Körnerverluste löste man, indem man den Schnittzeitpunkt vorverlegte und das gemähte Getreide auf dem Feld nachreifen ließ. Jeweils 10–12 Garben wurden dann zum Trocknen zusammengestellt.



Getreidemäher



Getreidebinder

Später wurden zunächst Mähmaschinen und dann Getreidebinder eingesetzt. Die getrockneten Garben wurden in der Scheune eingelagert.

Gedroschen wurde das Getreide anfangs mit dem einteiligen Dreschsparren, aus dem sich der zweiteilige Dreschflegel entwickelte. Verschiedentlich wurden die Getreidekörner durch darüber getriebenes Vieh ausgetreten oder mit dem Dreschschlitten ausgerieben. Zur Reinigung des Getreides verwendete man Wurfschaufeln oder Schwingen, mit denen es bei Luftzug hochgeworfen wurde, und Siebe. Im 18. Jahrhundert wurde die Windmühle (Windfege) als erste neuzeitliche Arbeitsmaschine der Getreideernte eingeführt.

Die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Dreschmaschinen lösten die bis dahin eingesetzten Dreschschlegel ab. Das rhythmische Schlagen der Drescher in den Tennen war verklungen.

Die ersten Antriebsaggregate waren Dampflokomobile. Nach etlichen Jahren wurden sie von Traktoren mit großen seitlichen Schwungrädern abgelöst. Schließlich diente ein PS-starker Elektromotor zum Antrieb sämtlicher Dreschmaschinen. Dieser Motor war in einem allseits verschließbaren Wagen untergebracht.

Ohne gegenseitige Nachbarschaftshilfe kam man nicht aus. Mindestens 15 bis 20 Leute waren erforderlich, um einen reibungslosen Arbeitsablauf zu gewährleisten. Hinzu kamen in der Regel noch die Kinder des jeweiligen Bauern. Je nach Entfernung zwischen dem gelagerten Getreide und der Dreschmaschine waren drei bis vier Helfer zum Transportieren der Garben bis zur Plattform der Maschine erforderlich. Dort warteten zwei Männer. Der eine schlitze das Band oder die Schnur der Garben auf und der andere sorgte dafür, dass die Getreidehalme möglichst gleichmäßig in die Maschine gelangten.

Mehrere Leute – meistens Frauen – waren damit beschäftigt, die seitlich und nach vorn aus der Maschine ausgestoßene Spreu mit Wannen unter Dach und Fach zu bringen. Die von der Strohpresse ausgestoßenen Buscheln wurden unmittelbar in die Scheune gelagert. Mit dem Abfüllen der Getreidesäcke an der rückwärtigen Seite der Dreschmaschine war meistens der jeweilige Bauer selbst beschäftigt. Hier konnte er am besten beurteilen, wie die Ernte ausgefallen war. An mehreren Schächten hingen Säcke. Sobald einer gefüllt war, wurde er zunächst zugeschnürt und mittels eines Aufzugs so hochgehoben, dass er möglichst vorteilhaft geschultert und anschließend auf den Getreideboden getragen werden konnte. Der Maschinenlärm endete erst, wenn auch die letzte Garbe durch die Maschine geschickt worden war. Dann war es Zeit für eine kräftige Vesper.



Mähdrescher aus der 60er Jahren

Seit den sechziger Jahren werden überwiegend Mähdrescher eingesetzt, in denen alle Arbeitsschritte bei der Getreideernte integriert sind.



Moderne Mähdrescher

Im 9. Jahrhundert erntete man nur etwa das Doppelte der Aussaat. Im Laufe der Zeit verbesserte sich dieses Verhältnis. Im 17. Jahrhundert säte ein Landwirt z. B. 200 kg Weizen pro Hektar, um 800 kg zu ernten. Wenn man davon die 200 kg Saatgut für das nächste Jahr und die hohen Abgaben abzieht, blieb nicht sehr viel übrig. Bei derart geringem Überschuss bedeutete jede Missernte auch eine Hungersnot.

Die Verbesserung von Saatgut und Anbaumethoden führte – zusammen mit dem Einsatz von Düngemitteln – dazu, dass sich in den letzten 100 Jahren bei Weizen der Ertrag pro Hektar von 1,8 t auf 7,8 t mehr als vervierfacht hat (mehr als verzehnfacht im Vergleich zum 17. Jahrhundert) und heute das Verhältnis zwischen Saat- und Erntemenge in Deutschland durchschnittlich etwa 1 : 40 beträgt.

Maisernte

Mais (auch Kukuruz und in unserer Gegend auch Welschkorn genannt) kam ursprünglich aus Mexiko und wurde im 16. Jahrhundert von den Spaniern nach Europa gebracht. In Deutschland wurde Mais im 16. und 17. Jahrhundert nur in Gärten klimatisch begünstigter Regionen wie der Rheingegend oder Baden gepflegt.

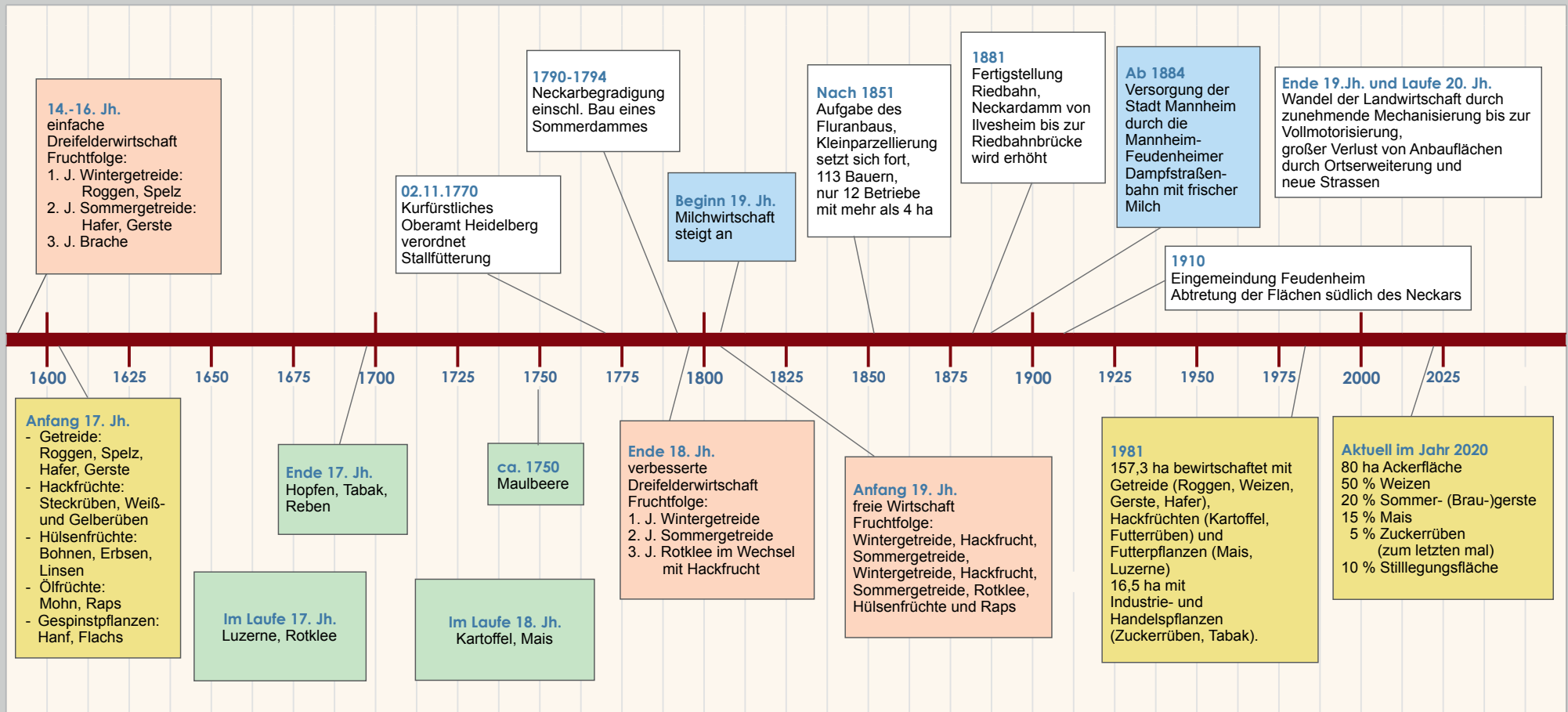
Ab Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelt sich Mais von einer botanischen Rarität zur allgemein akzeptierten Ackerfrucht. Die hohen Erträge bei der Ernte von Mais sind einer der Hauptgründe, warum Mais vermehrt auf den Ackerflächen vorkommt. Denn Mais übersteht im Vergleich zu den europäischen Getreidesorten längere Dürre- oder Regenperioden besser, außerdem überzeugt der Mais auch mit seiner kürzeren Reifezeit. Mais wurde vor allem dort angebaut, wo Bauern nur über kleinere Parzellen (meist bedingt durch Realteilung wie in unserer Gegend) verfügten.

Im 17. Jahrhundert gab es auf Grund einer kleineren Eiszeit schlechtere klimatische Bedingungen für den Mais. Deshalb hatte der Mais seine erste kleine Blütezeit im 18. Jahrhundert. Mit der Erwärmung verschob sich später die Anbau­grenze Richtung Norden.

Erst nachdem es 1805 und 1806 aufgrund einer Pflanzenseuche zu großen Ausfällen in der Kartoffelernte kam, begann man, Maissorten zu züchten, die für das etwas strengere mittel- und norddeutsche Klima geeignet waren. Die Anbauflächen blieben jedoch im 19. Jahrhundert gering und betrug in Deutschland weniger als ein Prozent. Lediglich in Baden war der Anbau von Mais etwas verbreiteter. Erst in den 1970er Jahren wurden den mitteleuropäischen Standortverhältnissen angepasste Sorten entwickelt, so dass sich der Maisanbau hier stark ausweitete.

Über 60 Prozent der Maispflanzen werden zu Silage verarbeitet und an Nutztier­e verfüttert. Dazu kommt mit steigender Tendenz der Einsatz als nachwachsender Rohstoff für die Erzeugung von Biogas und Bioethanol.

Entwicklung der Landwirtschaft im Zeitverlauf



was wurde wann angebaut



Im Maisfeld

Früher wurde Mais per Hand oder mit einer Mähmaschine geschnitten und diente als Viehfutter. Heute wird der Silomais normalerweise mit Feldhäckslern Mitte September bis Anfang Oktober geerntet.



Maisernte mit der Hand



Silomaisernte mit modernen Feldhäckslern

Körnermais wird später geerntet (Ende September bis Ende November) als Silomais. Nach dem Trocknen wurden früher die Körner mit einem Maisrebler aus den Kolben herausgebrochen.

Heute kann Körnermais mit speziellen Mähdreschern geerntet werden, wobei ein spezielles Schneidewerk die Kolben von den Stängeln trennt und die Kolben direkt vom Mähdrescher gedroschen werden können. Das Maisstroh verbleibt meist auf dem Acker.

Zuckerrübenernte

Die Zuckerrübe entstand gegen Mitte des 18. Jahrhunderts durch Züchtung aus der Runkelrübe, wobei gezielt auf einen hohen Zuckergehalt selektiert wurde. Der Aufstieg der Zuckerrübe als Zuckerlieferant begann mit Napoleons Kontinentalsperre von 1807 bis 1813. Diese Maßnahme verteuerte den Import von Zucker aus den Kolonien drastisch. Die Menschen in Europa waren aber nicht mehr bereit, auf Zucker zu verzichten. Deshalb blühte in dieser Zeit die Rübenzuckerindustrie auf. Mit dem Sieg über Napoleon brach diese Entwicklung jäh ab. Der Rübenzucker konnte mit dem billigeren Rohrzucker nicht mehr konkurrieren. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden wieder verstärkt Zuckerrüben angebaut.

In Mannheim wurden 2010 noch etwa 4% der Ackerfläche für den Zuckerrübenanbau genutzt. Der Wegfall der EU-Subventionen macht den Anbau von Zuckerrüben jetzt aber immer weniger rentabel. Wie Mais gewinnt jedoch auch die Zuckerrübe als nachwachsender Rohstoff zur Herstellung von Bioethanol und Biogas an Bedeutung.



Beim Hacken der Zuckerrüben

Die Zuckerrübenernte beginnt ab Mitte September und geht bis etwa Mitte Dezember, wobei eine spätere Ernte bei guter Witterung Vorteile hat, da der Zuckergehalt bei längerer Vegetationszeit steigt. Diese Zeit der Zuckerrübenernte und -verarbeitung wird als „Zuckerrübenkampagne“ bezeichnet.



Köpfschippe / Rübenheber

Früher wurden Zuckerrüben durch reine Handarbeit geerntet. Man schnitt Kopf und Blätter mit einer Köpfschippe ab und stach die Rüben dann heraus, oder man stach sie erst heraus und entfernte dann mit einem Messer Kopf und Blätter. Zum Herausstechen verwendete man meist einen Rübenheber. Die Rübenblätter wurden als Viehfutter verwendet. Die herausgestochenen Rüben wurden von der anhaftenden Erde befreit. Die gesäuberten Rüben wurden entweder per Hand oder mit einer Rübengabel auf einen Anhänger geladen und zu großen Haufen aufgestapelt. Nach der Lieferaufforderung durch die Zuckerfabrik wurden die Rüben in einen Güterwaggon geladen (für die Feudenheimer Bauern standen diese Waggons auf dem OEG-Bahnhof in Wallstadt). Dazu benutzte man spezielle Rübengabeln, später Förderbänder.



Rübengabel / Zuckerrübenhaufen

Auch heute noch erfolgt der Erntevorgang in drei Arbeitsschritten: Entfernen des Blattwerks und des Rübenkopfs, Herausholen der Rübe aus dem Boden und Aufnehmen der Rübe vom Boden. Es gibt die Möglichkeit, die ersten beiden Arbeitsschritte von einer Maschine und das Aufsammeln von einer zweiten Maschine erledigen zu lassen, oder alle Arbeitsschritte mit einer Maschine, dem Rübenvollernter, auszuführen. Die Blätter der Rüben werden beim Entfernen gehäckselt und entweder zur Düngung auf dem Feld belassen oder direkt auf einen Anhänger verladen und als Futter verwendet.

Als Ersatz für die reine Handarbeit kamen später von Zugtieren gezogene Geräte auf. In erster Linie ist hier der Köpfschlitten zum Abschneiden des Rübenkopfes und der Blätter sowie der Rübenrodepflug zum Lösen der Rüben aus dem Boden zu nennen.



Moderner Zuckerrübenvollernter

Tabakanbau

Durch den Tabakanbau, der auch in Feudenheim lange Zeit eine bedeutende Rolle spielte und woran sich fast alle Feudenheimer Landwirte beteiligten, eröffnete sich eine neue Einnahmequelle. Zur Erntezeit wurden auch fremde Kräfte eingesetzt. Vor allem auch in der Nachkriegszeit nähten viele Frauen die Tabakblätter ein und erhielten dafür Lebensmittel und Bargeld.

Der erste Tabak in Deutschland soll im Jahr 1573 im Pfarrgarten von Hatzenbühl (Bistum Speyer) angebaut worden sein. Zunächst interessierte nur die Anwendung von Tabak in der Medizin. Pfalzgraf Friedrich IV. ordnete bereits 1598 Anbauversuche in der Kurpfalz an. Im 17. Jahrhundert profitierte unsere Region von Religionsflüchtlingen, die sich in der Kurpfalz ansiedelten. Zuerst ließen sich holländische Tabakbauern, die schon seit 1615 in ihrer vorherigen Heimat gewerbsmäßig Tabakanbau betrieben hatten, im Raum Mannheim nieder und bauten hier Tabak an. Später brachten Hugenotten Tabaksamen und Anbauerfahrung aus Frankreich mit und schufen damit die Voraussetzung für die weitere Verbreitung des Anbaus in Deutschland. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kam es zu einer großen Ausbreitung in Deutschland. Damals bauten ca. 200.000 Landwirtschaftsbetriebe auf einer Fläche von über 30.000 Hektar Tabak an. Ab Anfang des 20. Jahrhunderts wurde für die kleinbäuerliche Landwirtschaft insbesondere in Baden und der Südpfalz Tabak eine der wichtigsten Einnahmequellen. Tabak bot vielen Landwirtschaftsfamilien sowie vielen Tagelöhnern Arbeit und Einkommen, nachdem ein Beimischungszwang (bis Mitte des 20. Jahrhunderts) für heimischen Tabak in Zigarren und Zigaretten in Deutschland eingeführt worden war. In Feudenheim bauten fast alle Landwirte Tabak an. Mit 4000 Arbeitsstunden pro Hektar war der Arbeitsaufwand (Ende 19. Jahrhundert) sehr hoch, aber die Einnahmen pro Flächeneinheit um das 10 bis 20-Fache höher als bei Getreideanbau. Daher war die Versuchung groß, Rübenblätter unter den Tabak zu mischen, wie in zahlreichen Prozessakten Ende des 19. Jahrhunderts zu lesen ist.

Mit zunehmender Mechanisierung konnte der Arbeitsaufwand auf etwa 1000 Stunden pro Hektar gesenkt werden. Bis zum Zweiten Weltkrieg gab es auch in Feudenheim lokale Zigarrenfabrikanten.

Die europäische Tabakblauschimmel-Pandemie im Jahr 1960, die durch unvorsichtiges Hantieren eines Wissenschaftlers mit dem Peronospora-Pilz an



Schematisches Bild einer Tabakpflanze

der Bundesanstalt für Tabakbau in Forchheim verursacht wurde, stellte das wirtschaftliche Überleben vieler landwirtschaftlicher Betriebe in Frage. Der damals bereits begonnene Strukturwandel der Landwirtschaft wurde in den Tabakanbaugebieten durch diesen Einkommensverlust noch verstärkt. In Feudenheim baute 1985 Heinrich Heckmann als letzter Feudenheimer Landwirt Tabak an.

Der Tabakanbau spielt in Deutschland seit der Jahrtausendwende nur noch eine geringe Rolle. So wurden 2009 in Deutschland nur noch 4.600 Hektar angebaut. Mit dem Wegfall der EU-Subvention im Jahre 2010 ist der Tabakanbau nicht mehr rentabel und wurde weitgehend eingestellt.

Die Tabakernte erfolgte 70 bis 130 Tage nach der Feldpflanzung, wobei üblicherweise die einzelnen Blätter je nach Reifezustand geerntet wurden. Die Ernte begann mit den unteren Blättern, nachdem diese gelblich gefärbt waren. In Abständen von fünf bis sieben Tagen erfolgte jeweils die Ernte von Blättern der nächsten Erntestufe.



Bei der Tabakernte (1950)

Bis Mitte der 1950er Jahre verrichteten Frauen in den offenen Tennen auf Strohsäcken im Akkord das Einfädeln des Tabaks, später kamen Einnähmaschinen auf den Markt.

Bei der verbreiteten Naturtrocknung wurde der Tabak danach auf Schnüre „eingefädelt“ und in hölzernen Tabakschuppen zum Trocknen aufgehängt. Solche Tabakschuppen prägten auch das Feudenheimer Ortsbild.



Frauen beim Tabakeinfädeln



Moderne Tabakeinfädelmaschine



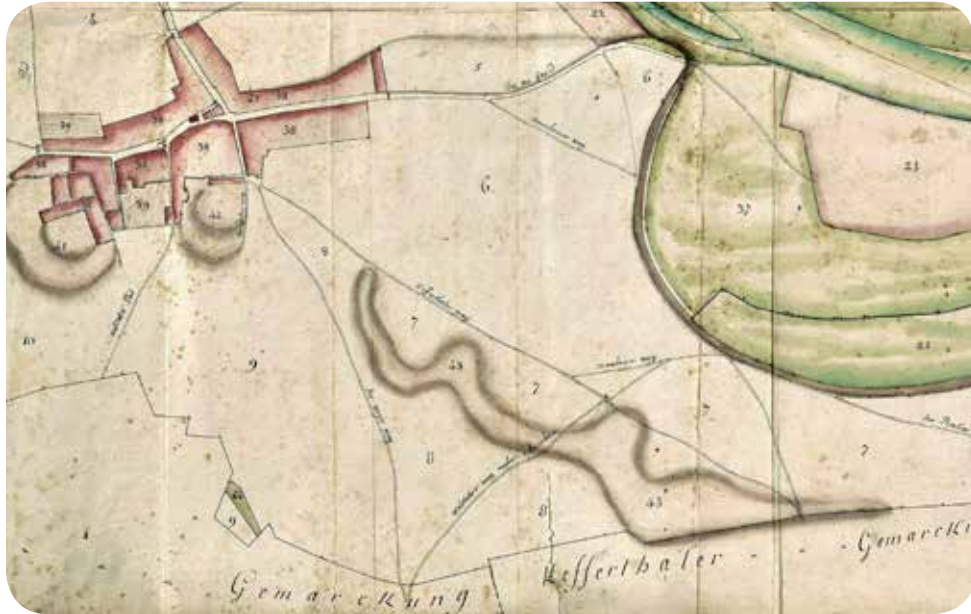
Im Winter wurde der Tabak gebündelt, wobei fehlerhafte Blätter entfernt wurden. Anschließend wurde er auf einer Waage in einer offenen Halle an der Feudenheimer Volksschule gewogen und die Qualität der Ware begutachtet. Dabei spielten „Bonnedierer“, die für die Landwirte mit den Aufkäufern über die individuelle Einstufung verhandelten, eine wichtige Rolle.



Ehemalige Feudenheimer Tabakschuppen

Weinbau

Der Weinbau spielte in Feudenheim in früheren Jahrhunderten eine wichtige Rolle. Wer aufmerksam durch Feudenheim geht, wird Straßenamen (Weinbergstraße, Wingertsau, Wingertsbuckel) finden, welche auf die einstigen Rebanlagen hinweisen. Vor allem auf den Sanddünen östlich der heutigen Talstraße wurden Reben angepflanzt.



Sanddünen im Norden von Feudenheim (Norden unten)

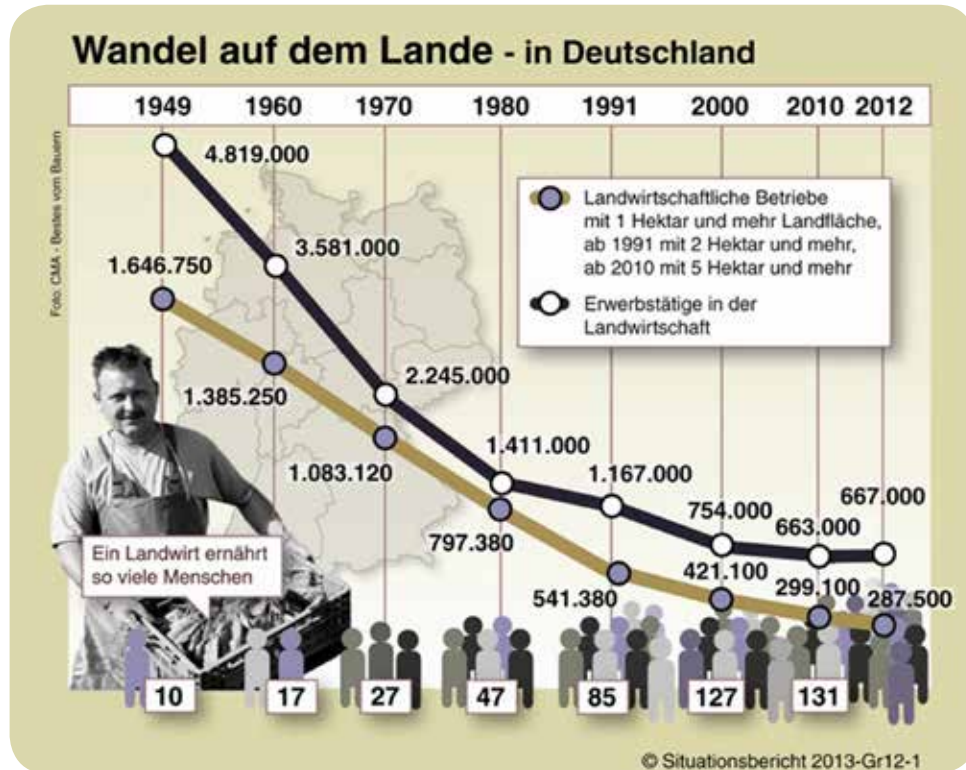
Nachdem im 18. Jahrhundert der Anbau von neuen Rebanlagen in der rechtsrheinischen Kurpfalz verboten worden war, gab es erst im 19. Jahrhundert – allerdings nur für wenige Jahre – wieder kommerziellen Weinanbau.

Seit einigen Jahren wird wieder – allerdings im kleineren Stil – am nördlichen Rand der alten Sanddünen erfolgreich Weinbau betrieben.



Rebanlage am Feudenheimer Kreuzbuckel

Viehhaltung

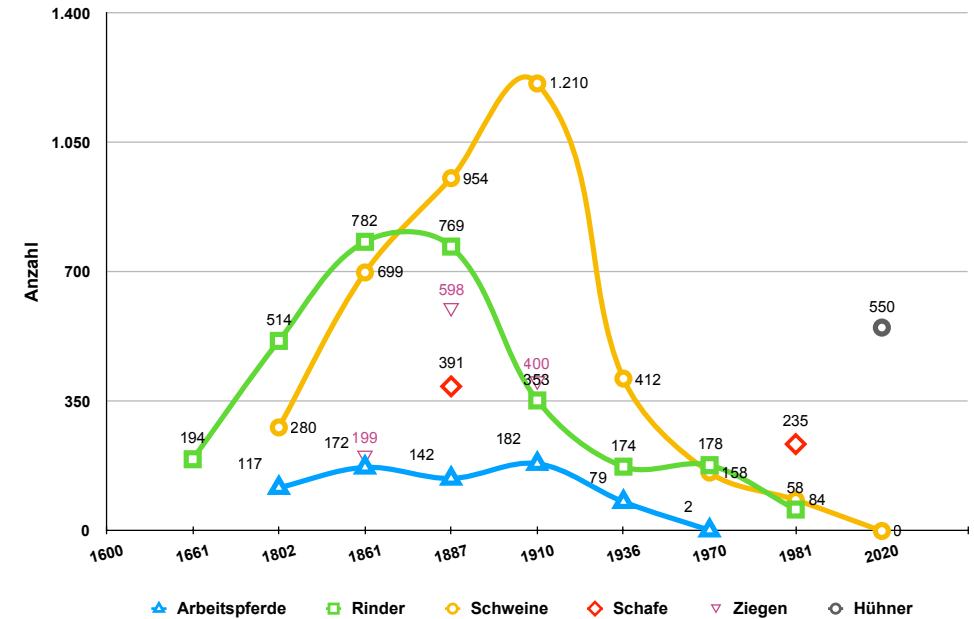


Immer weniger Landwirte und immer größere Betriebe

Neben der Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Flächen spielte auch die Viehhaltung jahrhundertlang eine große Rolle. Bis ins 19. Jahrhundert lebten noch 90 % der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Feudenheim entwickelte sich immer mehr zu einer Arbeitergemeinde und immer weniger Menschen waren in der Landwirtschaft tätig. Gleichzeitig wuchs die Betriebsgröße an.

Pferde waren bis Mitte des 20. Jahrhunderts die wichtigsten Arbeitstiere. Im Jahr 1802 verrichteten in Feudenheim 117 Pferde ihre Arbeit. Im Verlauf der nächsten einhundert Jahre stieg ihre Anzahl bis auf 182 im Jahre 1910. Danach gingen sie um fast 60 % auf 79 im Jahre 1936 zurück. Da ab 1950 immer mehr

Entwicklung des Viehbestands in Feudenheim



moderne Zugmaschinen eingesetzt wurden, waren es im Jahr 1970 nur noch zwei Pferde, die für Arbeiten in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Heute gibt es zwar immer noch einige Pferde in Feudenheim, aber nur als Reit- oder Kutschpferde.



Melken per Hand



Moderner Melkstand

Im Jahre 1661 gab es 194 Rinder in Feudenheim. Diese wurden zum einen als Zugtiere genutzt, viel bedeutender aber waren sie für die Milch- und Fleischerzeugung. Die Milchwirtschaft wurde in Feudenheim mit 514 Rindern zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einer wichtigen Einkommensquelle. Die Anzahl der Tiere stieg bis 1861 auf einen Höchststand von 782 an. Die Bauern verkauften ihre frische Milch auf dem Markt in der nahegelegenen Stadt Mannheim. Der Transport erfolgte ab 1884 mit der Mannheim-Feudenheimer Dampfstraßenbahn. In den Folgejahren machte sich auch hier die abnehmende Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe bemerkbar, so dass 1910 nur noch 350 Rinder gehalten wurden. Bis 1936 halbierte sich nochmals deren Anzahl. 1981 standen noch 58 Rinder bei Feudenheimer Bauern im Stall, mittlerweile waren es nur noch 12 landwirtschaftliche Betriebe. Heute gibt es keine Kühe und Ochsen mehr in unserem Ort. Anfangs des 20. Jahrhunderts wurde der größte Teil der Milch an die Molkereien geliefert, nur ein geringer Teil wurde privat verkauft. Die Bauernkinder lieferten vor Beginn des Schulunterrichts Milch direkt an private Haushalte – meist in das neue Wohngebiet im Westen von Feudenheim („Musebrotviertel“). Später wurde die Milch von den Kunden meist direkt beim Bauern abgeholt, bis dies Anfang der 50er Jahre bundesweit verboten wurde. Um den weiteren Privatverkauf zu unterbinden, überprüften zur Melkzeit speziell dafür angestellte Kontrolleure die Einhaltung dieser Vor-

schrift. Seit dem Mittelalter hat sich die Milchleistung einer Kuh von damals 600 l/Jahr auf heute etwa 8000 l/Jahr mehr als verzehnfacht, wobei Spitzenleistungskühe sogar fast 20000 l/Jahr erreichen können (solche Kühe wurde zu reinen „Milchproduktionsmaschinen“).

1861 gab es in Feudenheim 199 Ziegen, auch „Kühe des kleinen Mannes“ genannt. Bis zum Jahr 1881 wuchs deren Zahl auf 598 an. Die letzte bekannte Anzahl betrug im Jahre 1910 etwa 400 Stück.

Die Schweinehaltung war ein bedeutender Bestandteil der Viehzucht in Feudenheim. Innerhalb von etwa 100 Jahren stieg die Anzahl an Schweinen in den hiesigen Ställen um mehr als das Vierfache, nämlich von 280 im Jahr 1802 auf 1.210 im Jahr 1910. 1936 waren es 412, 1981 noch 84 Schweine. Die Schweine wurden entweder an Metzger verkauft oder dienten dem Eigenbedarf. Aktuell gibt es in Feudenheim keine Schweinezucht mehr



Der Schäfer der Maulbeerinsel (Volk; Wallstadt (1966))

Aus dem Jahr 1887 ist eine Schafherde mit 391 Tieren dokumentiert. Man verarbeitete sowohl Milch als auch Fleisch, Fell und Wolle. 1981 gab es in Feudenheim noch eine Herde im Besitz der Metzgerei Seyfried mit etwa 235 Schafen.



Hühner, Gänse und Enten gab es sehr wahrscheinlich in dem gesamten Zeitraum, doch sind darüber keine genauen Zahlen bekannt. Heute gibt es noch den Bauernhof der Familie Theobald mit etwa 550 Hühnern, deren Eier man an einem Eierautomaten im Ort kaufen kann.

Viehzucht spielt heute in Feudenheim so gut wie keine Rolle mehr.

Hausschlachtung

Auf dem Land war die Hausschlachtung über Jahrhunderte hinweg ein winterlicher Höhepunkt. Bereits Tage vor dem Schlachttag wurde die Waschküche ordentlich gereinigt und aufgeräumt. Das Schlachtgeschirr musste gerichtet werden: das Hackbrett, die Holzbank, der Brühtrog, die Schaber, Fleischwolf und Wursttrichter, der große Schaumlöffel sowie der Holzköcher mit den Messern. Fröhlich lag alles bereit und der große Kessel mit dem heißen Wasser dampfte. Einige Helfer wurden gebraucht und so halfen Verwandte oder Nachbarn gerne mit.



Die Metzger stehen schon bereit ...



... nur das Schwein ahnt noch nichts.

Man holte das Schwein aus dem Stall, es wurde zuerst betäubt und anschließend die Halsschlagader geöffnet, damit es ausblutete. Das Blut für die Blutwurst wurde in einer Metallschüssel so lange gerührt, bis es ohne zu gerinnen abgekühlt war.

Anschließend kam das Schwein in den Brühtrog, um es zu säubern. Es wurde mit heißem Wasser übergossen, mit speziellen „Schabern“ die Haare entfernt. Nachdem der Metzger die Sehnen der Hinterbeine aufgeschnitten hatte, befestigte er dort ein Krummholz, das sog. Heeßholz. Jetzt war wieder kräftige Hilfe nötig. Die Männer hängten das Schwein an eine Leiter oder ein Dreibein. Der Kopf musste nach unten hängen. Der Hausmetzger schnitt das Tier nun auf und nahm es aus. Er säuberte die Därme. Bis zu ihrer Verwendung blieben sie in einem Eimer mit Wasser liegen. Lunge und Leber hingen an der Leiter. Um das Rückgrat zu spalten, kam das Hackbeil zum Einsatz. Das Schwein wurde in zwei Hälften geteilt. Nach gesetzlicher Vorschrift musste ein Fleischbeschauer die inneren Organe auf sichtbare Krankheiten überprüfen. Vor allem untersuchte er mit einem Mikroskop das Fleisch auf Trichinen. War alles in Ordnung, stempelte er das Schwein ab und das Schlachten konnte weiter gehen.



Das Schwein wird zerlegt

Nun begann das Zerlegen des Schweins. Die Fleischportionen wurden für die verschiedenen Verwendungen aufgeteilt. Vorrangig waren Schinken, Speckseiten, Braten, Wellfleisch und Koteletts. Der Metzger stellte auch verschiedene Wurstteige her. Die gewürzten Fleischstücke drehte ein Helfer mit der Hand durch den Fleischwolf. Heraus kam „Gehacktes“. Diese Masse musste tüchtig gemengt und nochmals abgeschmeckt werden. Mit der sogenannten Füllmaschine presste der Metzger das Gehackte in die Därme, wobei es etwas Ge-

schick brauchte, die Bratwürste durch Drehung in der gewünschten Länge abzubinden.



Nach getaner Arbeit

Die Zunge und weniger wertvolle Teile kochten inzwischen im „Kessel“. In kleine Teile geschnitten, drehte man sie zusammen mit der Leber und einigen Speckstücken durch den „Wolf“. Das Ergebnis waren Leber- und Blutwurst sowie Presskopf und Schwartenmagen. Je nach Wunsch füllte der Metzger die Wurst in Därme, Gläser oder Dosen.

Bereits beim Zerlegen schnitt der Metzger ein oder zwei Schinken vom Hinterbein ab, die etwa vier Wochen in eine Lake gelegt wurden.

Das beste Fleisch vom Kopf – besondere Leckereien waren die Kinnbacken und der Saurüssel – holte man gekocht aus dem Kessel. Als sogenanntes „Wellfleisch“ verzehrte man diese Spezialität meist zusammen mit den Nieren.

Die Schwarten wurden kleingeschnitten und ausgekocht. Das Fett wurde ausgelassen und in Steinguttöpfe gefüllt. Die übriggebliebenen festen Teile (Grieben) wurden zum Kochen und Backen genutzt. Ein Teil der Schwarte und auch der Schweinenabel wurde zum Einfetten von Türscharnieren und Sägen aufbewahrt.

Zum Abschluss des Schlachttages saßen Helfer, Freunde und Verwandte zum Schlachtessen am Tisch. Zu Beginn gab es „Worschtsupp“, die Kesselbrühe, in der die Kochwurst zubereitet worden war. Geplatze Würste verbesserten den Geschmack. Danach reichte man Wellfleisch. Zum Abschluss musste die frische Wurst probiert werden. Dazu gab es meist noch einen klaren Schnaps zur Verdauung.

Am nächsten Tag trugen die Kinder die „Worschtsupp“ aus. Gute Bekannte und Nachbarn erhielten noch ein frisches Würstchen dazu.

Die Würste wurden zum Trocknen auf Stangen gehängt. Danach kam ein Teil davon zusammen mit den Schinken in die Räucherammer, wobei meist Buchensägemehl als Räuchermehl diente, das – zum Schwelen gebracht – den zum Haltbarmachen gewünschten Rauch abgab.

Organisationen der Feudenheimer Bauern

Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das einst bäuerlich-handwerklich orientierte Feudenheim zur zusehends vielschichtigen Bürgergemeinde. Wie überall in Deutschland litten auch hier die Bauern unter sinkenden Preisen für die landwirtschaftlichen Produkte aufgrund der rapiden Zunahme der Einfuhren von Nahrungs- und Futtermitteln. In dieser Situation schlossen sich am 31. Januar 1866 die Feudenheimer Landwirte im Gasthaus zum Goldenen Stern zu einem Bauernverein zusammen.

Im nächsten Schritt schlossen sich die Feudenheimer Bauern 1904 zu einer landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufgenossenschaft zusammen. Zuerst in der Hauptstraße 1 und später in der Hauptstraße 90 wurde eine Geschäftsstelle mit Lager eingerichtet. Diese landwirtschaftliche Genossenschaft hatte den Zweck, dem einzelnen wirtschaftlich schwachen Landwirt die Vorteile eines Großbetriebes zu verschaffen. Die Organisation des gemeinsamen Absatzes hatte den Vorteil, dass beim Verkauf keine gegenseitige Konkurrenz durch Preisunterbietung aufkam.

Im Jahre 1933 trat an die Stelle der Bauervereine der Reichsnährstand. In Feudenheim kam es am 13. September 1933 zur Gründung der Ortsbauernschaft und später einer Trachtengruppe der Landfrauen.



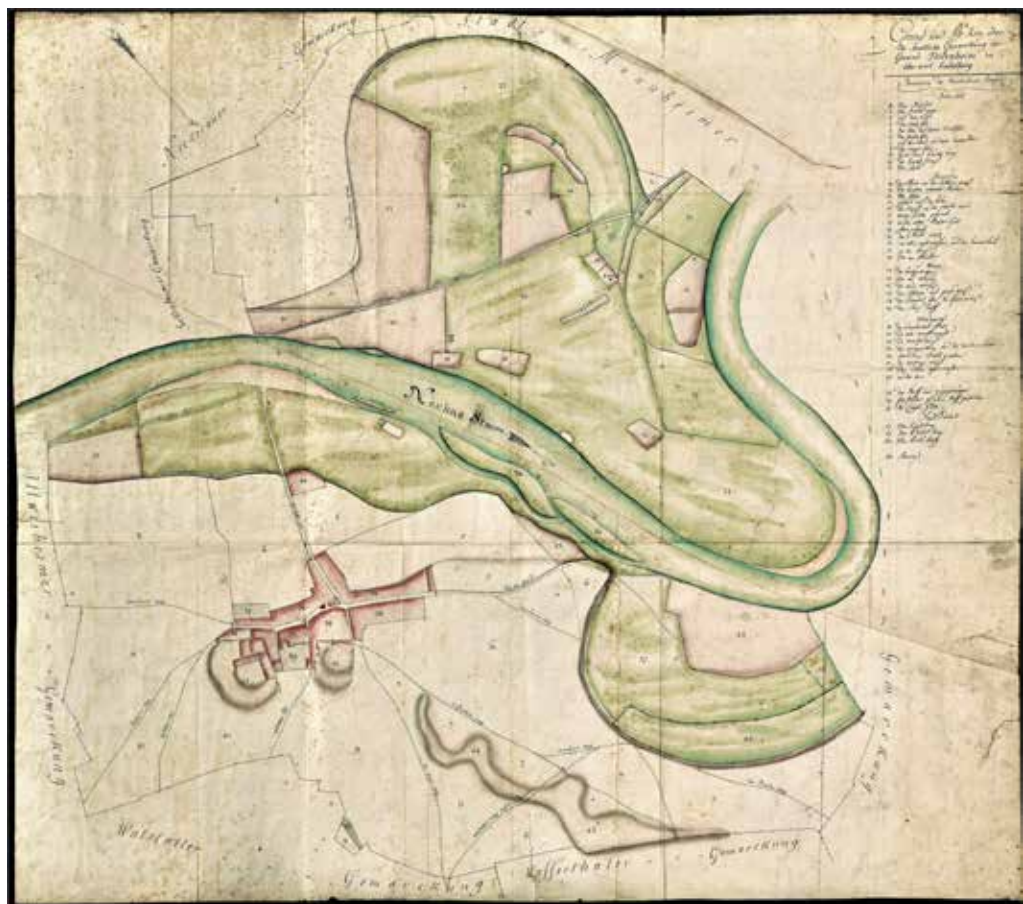
Feudenheimer Landfrauen beim Umzug in Ilvesheim (1935)

Im Jahre 1948 wurde der Ortsbauernverein Feudenheim gegründet. Als neues Versammlungslokal wählte man das Gasthaus zum Adler (Hauptstraße 36). Im rückwärtigen Teil dieses Anwesens wurde später auch das Lager der Ein- und Verkaufgenossenschaft eingerichtet.

Um eine verbesserte Verhandlungsbasis gegenüber Tabakaukäufern zu haben, schlossen sich die Bauern, die Tabak anbauten, zu einem Tabakbauverein zusammen.

Mitte der fünfziger Jahre wurden auch in Feudenheim der Landfrauenverein und die Landjugend gegründet.

Von all diesen Organisationen existieren heute nur noch die Landfrauen.



Flurkarte von Feudenheim (Norden unten)
Original im GLA Karlsruhe